

An seinem "Geringsten"

Autor(en): **E. K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **24 (1919-1920)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-311479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Als er erloschen war, sagte unsere Freundin: „Unser voriges Gespräch und der heutige Abend bringen mir ein Erlebnis in Erinnerung, das, so unbedeutend es scheinen mag, mich tief ergriffen hat.

Es war wie heute der Tag vor Weihnachten. Der Postbote hatte mir Edelrosen von seltener Schönheit und Vollkommenheit gebracht, die liebende Hand und treues Gedenken mir als Weihnachtsgruss gesendet. Ich war eben daran, sie in der Vorhalle in Schalen zu stellen, als ein ‚Tramp‘, wie sie in meiner Heimat genannt werden, kam und um eine Gabe bat.

Ich habe nie einen Tramp, wenn es mir immer anders möglich war, nur mit einer Gabe abgefunden. Freundliche Teilnahme und ein aufmunterndes Wort sind ihnen meist ebenso nötig oder noch nötiger, und immer hatte ich dafür empfänglichen Boden gefunden; immer noch war ein düsterer Blick heller und eine verbitterte Miene milder geworden.

Nur bei diesem einen, von dem ich gesprochen, schien es mir nicht gelingen zu wollen. Sein Äusseres hatte nichts Auffälliges, sein Gesicht war weder schön noch unschön, weder gut noch böse; was mich aber darin besonders berührte, war ein Ausdruck, wie ich ihn vorher und seither nie gesehen, so trostlos und so völlig, völlig hoffnungslos. Ich versuchte alles, um etwas in ihm hervorzulocken, das wenigstens einem Schein von Leben und Freude glich; aber vergebens. Meine Gaben nahm er gerne und wie mir schien, dankbar an, meinen Worten hörte er willig zu, aber kein Zug veränderte sich in dem Gesichte, das in einem furchtbaren Leide erstarrt zu sein schien. War es durch eigene oder fremde Schuld, durch einen harten Schicksalsschlag oder unter dem langen Drucke eines schweren Geschickes so geworden? Ich machte keinen Versuch, es zu ergründen; aber es war mir unmöglich, den armen Menschen so ganz ohne Trost von meinem Hause ziehen zu lassen — und dazu noch am Christabend. Und doch hatte ich alle meine Hilfsquellen erschöpft. Was konnte ich noch versuchen? Ich blickte ratlos umher; schon wandte er sich zum Gehen. Da fiel mein Blick auf die Rosen. Von einer plötzlichen Eingebung geleitet, nahm ich eine derselben und streckte sie ihm hin. — Und was ich mit allem andern nicht erreicht, vermochte die Reinheit und Schönheit der Blume. Sie musste die feinste Seite seines Wesens berührt und dort etwas geweckt haben, was — vielleicht lange, lange schon — verschüttet und begraben schien; denn ein leises Zittern und Zucken ging durch seine Züge, und in seine Augen kam ein Schein, so schwach und zaghaft zuerst nur, wie vorhin das erste Licht auf den Bergen; dann aber leuchtete auf einmal sein ganzes Gesicht in einer Dankbarkeit und Freude, die es völlig verwandelten und verklärten. Es war nicht mehr der arme, unglückliche Tramp, der vor mir stand, so vergeistigt und veredelt sah er aus.“

Unsere Erzählerin schwieg bewegt. Es lagen Jahrzehnte zwischen damals und heute, Jahrzehnte eines reichen Lebens, erfüllt von viel Schönem und Gutem, aber auch von einem gerüttelt vollen Masse des Leids, und doch hatte die Erinnerung an jenen Beweis des unauslöschlich Göttlichen im Menschen auch heute noch die Kraft gehabt, die alten, blauen Augen mit Tränen zu füllen.

An seinem „Geringsten“.

Von E. K.

Als ich vor vielen Jahren einmal als Weihnachtsferiengast heimreiste, war es für meine Wiedersehensfreude eine leise Enttäuschung, noch andern Besuch, ein mir unbekanntes, junges Mädchen, anzutreffen; das Mädchen hatte aber etwas

so Anziehendes und Liebes, dass jeder Schatten schwand und es mir fast leid war, als das frühe Neigen des Tages es schon bald nach Hause rief.

Als wir allein waren, setzten wir uns an das Fenster, und während wir in dem Hereindämmern des Christabends beobachteten, wie die Scheiben der gegenüberliegenden Häuser da und dort von den Weihnachtskerzchen zu leuchten anfangen, hörte ich die folgende kleine Geschichte, die mir, obwohl Decennien seither vergangen sind, doch an jeder Weihnacht wieder in Erinnerung gerufen wird.

In meiner Vaterstadt lebte ein junger Arzt, dem kurz vor Weihnachten sein erstes Kind, ein Töchterlein, in die Arme gelegt worden war. Der Vater fühlte sich so übergücklich, dass er dem Geber alles Guten, dem Geber dieser seiner liebsten Weihnachtsgabe seine Dankbarkeit zeigen musste. — Er wollte sie an seinen „Geringsten“ beweisen, für die sein liebevolles Herz ganz besonders warmschlug.

Mit Hilfe einer Verwandten schmückte er ein Bäumchen und bepackte einen Korb mit allerlei Nützlichem und Nötigem, und als es am heiligen Abend dunkel wurde, machten sich die beiden auf den Weg, der Arzt mit dem Bäumchen und seine Begleiterin mit dem Korb. Sie hatten weit zu gehen; es war kalt und der schneidende Nordwind trieb ihnen die einzeln in der Luft herum tanzenden Schneesternchen wie scharfe Eisnadeln ins Gesicht.

Ihr Ziel war das armseligste Hüttlein im armseligsten Quartier der Stadt. Nur tastend und stolpernd fanden sie sich auf der dunklen, schlechten Stiege zurecht. Oben angelangt zündeten sie das Bäumchen an und klopfen an die Türe, aber es blieb alles still. Sie klopfen ein zweites und ein drittes Mal; niemand gab Antwort, und doch schien es ihnen, als ob sie ein leises Flüstern gehört hätten. Endlich öffneten sie selbst.

Der Raum war dunkel und eine eisige Kälte wehte ihnen daraus entgegen. Geräte waren keine drin; aber beim Schein der Kerzchen sahen sie in einer Ecke auf einem Häuflein Lumpen Vater, Mutter und sechs Kinder sitzen — eng zusammengedrängt, um sich gegenseitig zu erwärmen. Die Ärmsten hatten in ihrem Elend nichts gehofft, nur noch gefürchtet und kein Herein zu rufen gewagt.

Der plötzliche Weihnachtsglanz in ihrem Erdendunkel übernahm sie darum so, dass sie nur ein Schluchzen als Antwort darauf fanden und auch die beiden Weihnachtsboten konnten die Tränen nicht zurückhalten.

Vorerst wurden die Kinder ausgeschickt um Holz, Licht, Milch und Brot zu holen — es war gar nichts da, kein Stücklein Holz, kein Tröpflein Milch, keine harte Brotrinde — und nun wurde geheizt und gekocht und dann feierten sie zusammen Weihnachten. Und wer mag entscheiden, wer sich gesegneter fühlte, ob diejenigen, die Hilfe empfangen, oder die welche sie geben durften? —

Der Arzt konnte sich leider seiner Weihnachtsgabe nicht lange freuen. Sein Beruf hatte sein Leben schon früh zum Opfer gefordert. Das junge Mädchen das ich bei meiner Ankunft getroffen, war jenes Christgeschenk gewesen.

Exkursionen im Winter.

Von Dr. C. Falkner, St. Gallen.

Als ich einmal zu einem Kollegen von naturwissenschaftlichen Exkursionen im Winter sprach, da schaute mich dieser ganz verblüfft an; nachdem er sich endlich von seinem Erstaunen erholt, machte er mich mit überlegenem Lächeln darauf aufmerksam, dass eine Winterexkursion doch auf jeden Fall ein verfehltes